

Zur Verifizierung ihrer Argumentation führt Bebe viele – wenn auch nicht alle – Quellen an. Allerdings setzt die Zitationsweise Kenntnis der rabbinischen Literatur voraus. So werden Zitate aus dem Babylonischen Talmud nicht als solche gekennzeichnet, sondern nur mit dem Traktat angegeben; dies sollte aber vorher angemerkt werden. In den Abkürzungen rabbinischer Texte werden einzelne Traktate aus Mischna bzw. Talmud nicht separat angeführt (8 f.). Insgesamt ließen Verfasserin, Übersetzerin und Verlag den Literaturangaben wenig Sorgfalt angedeihen; sie sind uneinheitlich und oft unvollständig. Diese formalen Mängel sollten in einer 2. Auflage dieses trotz allem sehr empfehlenswerten Nachschlagewerkes behoben werden.

Olivia Franz-Klauser, Zürich

Bücherschau

Aharon Appelfeld, **Geschichte eines Lebens**. Rowohlt, Berlin 2005. 202 Seiten.

Aharon Appelfeld wurde 1932 in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, geboren. Er lebt heute in Israel, zählt aber zu den großen jüdischen Erzählern Osteuropas. Seine „Geschichte eines Lebens“ enthält neben autobiographischen Erinnerungen Überlegungen darüber, was in Erinnerungsvorgängen geschieht. „Unsere Erinnerung ist flüchtig und selektiv; sie behält, was sie behalten will. Das heißt nicht, daß sie nur das Gute und Angenehme behält. Die Erinnerung nimmt, ähnlich dem Traum, aus dem zähen Strom der Ereignisse bestimmte Details – manchmal belanglose Kleinigkeiten – heraus und bewahrt sie auf, um sie zu einem anderen Zeitpunkt wieder hervorzuholen. Wie der Traum versucht auch die Erinnerung, den Ereignissen Bedeutung zu verleihen“ (7). „Seit Ende des Zweiten Weltkrieges sind bereits über fünfzig Jahre vergangen. Vieles habe ich vergessen, vor allem Orte, Daten und die Namen von Menschen, und dennoch spüre ich diese Zeit mit meinem ganzen Körper. Immer wenn es regnet, wenn es kalt wird oder stürmt, kehre ich ins Getto zurück, ins Lager oder in die Wälder,

in denen ich so lange Zeit verbracht habe. Die Erinnerung hat im Körper anscheinend lange Wurzeln. Manchmal genügt der Geruch von gammeligem Stroh oder ein Vogelschrei, um mich weit weg und tief in mich hineinzuschleudern“ (57). Selten habe ich von solch einem Kampf zwischen Erinnern und Vergessen oder Verdrängen, solch einem Widerstreit zwischen der Suche nach den rechten Worten und der Erfahrung, nichts adäquat darstellen zu können, in einem autobiographischen Werk gelesen. Dreißig kleine Kapitel – in sich abgeschlossene Miniaturen, dem Lebenslauf folgend. Wir erfahren, wie ein behütetes Kind assimilierter Juden bei seinem Großvater dem Geheimnis des Gottes Israels begegnet. „Ich denke nach, und meine Betrachtungen tun mir weh. Niemals werde ich Gott um etwas bitten können, denn ich spreche seine Sprache nicht. Genausowenig wie Vater und Mutter. Vater sagte mir schon einmal: ‚Für uns gibt es nichts anderes als das, was unsere Augen sehen.‘ Damals habe ich diesen Satz nicht verstanden, jetzt ahne ich seine Bedeutung wohl“ (23).

Seine behütete Kindheit endet abrupt, als der Zweite Weltkrieg beginnt. Für ihn unbegreiflich: Jüdische Menschen wie seine Eltern und er werden von einem zum anderen Tag verfolgt. Deutsche und Rumänen ermorden seine Mutter. Nach Monaten im Getto und einem Todesmarsch durch die Ukraine wird er von seinem Vater getrennt. Dem kleinen Burschen gelingt die Flucht in die Wälder. Ein Baum mit roten Äpfeln prägt sich dem Hungernden unauslöschlich ein. Bei Bauern gibt er sich als christliches Waisenkind aus. Als die Rote Armee 1944 die Ukraine zurückerobert, zieht der Zwölfjährige als Küchenjunge einer sowjetischen Einheit mit. Nach einem Aufenthalt in italienischen Durchgangslagern, wo Gaukler, Schmuggler und Diebe ihn und andere Kinder für sich arbeiten lassen, gelangt er nach Palästina, allein, ohne Sprachkenntnis, ohne Orientierung. Sein Leben dort gestaltet sich schwierig – und er schönt seine Erinnerungen daran keineswegs. Er arbeitet in einem Kibbuz, leistet seinen Militärdienst ab; die ihn überall umgebende Wörterfülle verstört ihn. Er studiert Jiddisch, die Sprache seiner Großeltern, bei Dov Sadan, einem Lehrer, der versteht, was in seiner Seele vor sich geht. „In dieser Sprache erinnerte ich mich noch dunkel an das Haus meiner Großeltern, an mein Zuhause, an den Krieg und an etwas von mir. Wenn man so will, war es die Reaktion eines Schwachen, der nicht die Kraft hat, sich der Außenwelt zu stellen [...]. Im Jahre 1952 stand das Jiddische in Israel für Exilleben und Ohnmacht [...]. Gerade deshalb wandte ich mich ihr wohl zu. Mein Waisendasein versteckte ich in ihrem“ (153).

Aharon Appelfeld beginnt zu schreiben, Gedichte, Erzählungen – und er macht seine Erfahrungen mit verletzenden und aufbauenden Kritikern. „Ich brauchte Jahre, mich von dem arroganten Lächeln der Alleswisser zu befreien und mich wieder an meine treuen Freunde zu halten, die wußten, daß der Mensch bloß ein Bündel von Schwächen und Ängsten ist, denen man nicht noch weitere hinzufügen muß. Wenn sie ein richtiges Wort hatten, gaben sie es dir wie ein Stück Brot im Krieg, und wenn nicht, saßen sie bei dir und schwiegen“ (164). Manchen hilfreichen Freund fand er im Club „Das Neue Leben“, einem Zusammenschluß Überlebender aus Galizien und der Bukowina. Von den Glanzzeiten und dem Niedergang des „Neuen Leben“ erzählt er im letzten Kapitel, von Ängsten während des Sechstageskriegs und Diskussionen nach dem Jom-Kippur-Krieg, von menschlich-allzumenschlicher Vereinsmeierei und von Generationskonflikten, aber auch von großherzigen, gütigen, verständnisvollen Menschen, die er dort als Weggenossen fand.

„Geschichte eines Lebens“ ist ein sehr poetisches Buch, ein anrührendes literarisches Zeugnis eines Überlebenden der Schoa, ein existentieller Bericht über den Kampf zwischen Erinnerung und Vergessen, Reden und Schweigen – ein großes, nachdenklich machendes Werk jüdischer Literatur.

Paul Gerhard Schoenborn, Wuppertal

Ernst Pinchas Blumenthal, **Die gläserne Wand**. Ein Burgdorfer Roman. Verlag Erev-Rav, Uelzen 2004. 274 Seiten.

Eine „doppelte Volkszugehörigkeit in der Seele“ empfindet der fünfjährige Ernst Pinchas Blumenthal beim Spiel mit seinen Altersgenossen auf dem Kirchplatz. „Nie wäre ihm der Gedanke gekommen, sich mit dem jüdischen Volke nicht bedingungslos und bekenntnisfroh zu identifizieren. Aber gleichzeitig hielt er auch die Cherusker für sein Volk, war stolz auf Widukind und haßte Karl den Großen als grausamen Sachsenschlächter“ (23). Im Alter von drei Jahren ist er, nach dem Tod seiner Eltern, aus Berlin zu Onkel und Tante nach Burgdorf gekommen. Der Onkel, Lehrer der Synagogengemeinde, wurde respektvoll „Rabbi“ genannt. Von 1915 bis 1930 hat Ernst in Burgdorf gelebt und das Gymnasium Ernestinum in Celle besucht. Dreißig Jahre später schreibt er in Jerusalem seine Erlebnisse in Burgdorf und Celle nieder. Weitere 20 Jahre später erscheinen seine Erinnerungen: *Die gläserne Wand – Ein Burgdorfer Roman*. Eindrucksvoll und nachvoll-